

LiteraturForschung Bd. 15
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und
Kulturforschung

Christine Kirchhoff und Gerhard Scharbert (Hg.)

Freuds Referenzen

Mit Beiträgen von

Peter Berz, Brigitte Boothe, Felicity Callard,
Knut Ebeling, Ilit Ferber, Eckart Goebel, Christine Kirchhoff,
Constantina Papoulias, Armin Schäfer, Gerhard Scharbert,
Heinz Schott und Mai Wegener,

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dieser Publikation zugrundeliegende Projekt wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG0712 gefördert.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2012,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kv-kadmos.com

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin

Umschlagabbildung: kaleidogramm, Berlin

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: booksfactory

Printed in EU

ISBN (10-stellig) 3-86599-162-9

ISBN (13-stellig) 978-3-86599-162-1

Hoffnung, Aufschub, Reihenbildung. Freud und die Neurowissenschaften

CHRISTINE KIRCHHOFF

Als Carl Gustav Jung 1909 von einer Vortragsreise aus den USA an Sigmund Freud schrieb, die Psychoanalyse komme glänzend an, telegraphierte Freud umgehend zurück: »Was haben sie weggelassen?«¹ Freud ging offensichtlich davon aus, dass sich dort, wo es um Psychoanalyse geht, auch Widerstand regt, dass die Psychoanalyse als Wissenschaft vom Unbewussten »die Wissenschaft von dem ist, wovon wir partout nichts wissen wollen«².

In gegenwärtigen Beiträgen zur interdisziplinären Zusammenarbeit von Psychoanalyse und Neurowissenschaften, wenn es also um die naturwissenschaftliche Neubegründung der Psychoanalyse als Neuropsychanalyse geht, ist eine Argumentationsfigur häufig anzutreffen, die sich wie folgt zusammenfassen lässt: Freud, der Neurologe, habe sich von seiner Disziplin abgewandt und die Psychoanalyse als allein psychologische Wissenschaft begründet, da die zeitgenössische Neurologie, in die er seine Hoffnung setzte, nicht das Wissen (bzw. die Methodik) habe bereitstellen können, die er für seine neue Wissenschaft vom Unbewussten benötigt hätte, um diese neurologisch zu fundieren. Er habe sich also notgedrungen von der Neurologie seiner Zeit abgewandt und sich allein auf die Psychologie konzentriert. Heute nun aber sei die Zeit reif: Freuds Hoffnung auf eine Zusammenführung der Psychoanalyse mit der Neurologie lasse sich aufgrund des wissenschaftlichen Fortschritts, der vor allem ein technischer ist, endlich erfüllen. Mit dieser Behauptung wird zugleich der Anspruch erhoben und das Versprechen gemacht, die Psychoanalyse lasse sich nun auch wissenschaftlich legitimieren: Freuds psychologische Konzepte könnten, dem Methodenideal der Naturwissenschaften entsprechend, empirisch und somit objektiv nachgewiesen, die Psychoanalyse vom Makel der

¹ Diese Anekdote ist einem Zeitungsartikel von Wolfgang Hegener entnommen. (Wolfgang Hegener: »Was haben Sie weggelassen?« Die Psychoanalyse gegen ihre Liebhaber verteidigt«, in: *Der Freitag*, 30.6.2006, <http://www.freitag.de/2006/26/06261701.php>, (19.7.2010).

² Ebd.

Unwissenschaftlichkeit befreit werden. Was Freud noch aufschieben musste, wird heute eingelöst.

Voraussetzung für diese Argumentation ist, den *Entwurf einer Psychologie* (1895) als vorpsychoanalytische Schrift zu lesen und anzunehmen, dass Freud selbstverständlich, hätte er schon die Möglichkeit gehabt, Neuropsychanalytiker geworden wäre.

So liest der Nobelpreisträger Eric Kandel Freuds *Entwurf* als »neurales Modell des Verhaltens«³. Dieses »biologische Modell« habe Freud »aufgrund des unreifen Zustandes der Hirnforschung« zugunsten eines »rein mentalistischen« Modells aufgegeben, welches auf den »sprachlichen Berichten subjektiver Ergebnisse« beruhte.⁴ Die Zukunft der Psychoanalyse, »wenn sie denn überhaupt eine Zukunft haben soll«, liegt folgerichtig für Kandel »im Dunstkreis der empirischen Psychologie, die von bildgebenden Verfahren, neuroanatomischen Methoden und der Humangenetik unterstützt wird«.⁵

Für Mark Solms, einen der Begründer der Neuropsychanalyse, ist Freuds Versuch, »seine klinischen Einsichten mit den zeitgenössischen Neurowissenschaften zu verbinden«, nicht allein am fehlenden neurowissenschaftlichen Wissen seiner Zeit, sondern auch am Fehlen der geeigneten Untersuchungsmethode gescheitert; Freud sei »gar keine andere Wahl« geblieben, »als auf Spekulationen zurückzufallen«.⁶ Freud habe seine neurowissenschaftlichen Untersuchungsmethoden fallengelassen, weil er seinerzeit erkannte, dass sie dem »dynamischen Charakter der psychischen Prozesse der Menschen nicht gerecht würden«.⁷ Heute nun könne man »die Früchte seiner Arbeit erneut in das neurowissenschaftliche Feld hineintragen«, auf welchem sie »ursprünglich gewachsen seien«.⁸ Freud habe in »zahlreichen Kommentaren die Wiedervereinigung der Psychoanalyse mit den Neurowissenschaften prophezeit«⁹ bzw. sich »in zahlreichen Kommentaren dazu geäußert, dass Psychoanalyse und Neurowissenschaft eines Tages

³ Eric R. Kandel: »Ein neuer theoretischer Rahmen für die Psychiatrie«, in: ders.: *Psychiatrie, Psychoanalyse und die neue Biologie des Geistes*, Frankfurt a. M. 2006 (1998), S. 73–111, hier S. 75.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd., S. 107.

⁶ Mark Solms: »Zur Integration von Psychoanalyse und Neurowissenschaften«, Teil 1, in: *Forum der Psychoanalyse*, (1998) 14, S. 193–202, hier S. 195.

⁷ Mark Solms: »Zur Integration von Psychoanalyse und Neurowissenschaften«, Teil 2, in: *Forum der Psychoanalyse*, (1999) 15, S. 58–70, hier S. 68.

⁸ Ebd.

⁹ Solms: »Integration, Teil 1« (Anm. 6), S. 201.

zusammengeführt werden müssten«¹⁰. Die von Solms mit Rekurs auf Alexander R. Lurija entwickelte »neurophysiologische Methode der Syndromanalyse« repräsentiere »den (methodischen, Ch. K.) Durchbruch [...], auf den Freud gewartet hat«.¹¹ Auch Marianne Leuzinger-Bohleber zufolge musste Freud seine Hoffnungen gezwungenermaßen aufgeben: »In den letzten Jahren scheint sich eine Vision von Sigmund Freud zu erfüllen: Sein Leben lang hoffte er, neuere Entwicklungen in den Neurowissenschaften könnten dazu beitragen, psychoanalytische Prozesse auch naturwissenschaftlich zu erforschen.«¹² Diese Aussage lässt zunächst noch einigen Spielraum offen. Was damit gemeint ist, verdeutlicht das folgende Zitat: »In the last 20 or 30 years a vision of Sigmund Freud has been seeming to become reality: It is well known that Freud never gave up his hope that some day developments in the neurosciences might contribute to a ›scientific foundation‹ of psychoanalysis in terms of the natural sciences.«¹³

Die Zukunft der Psychoanalyse scheint also von ihrer naturwissenschaftlichen Begründung abhängig zu sein. Ist dies das, was Freud sich für die Psychoanalyse erhofft hatte? Oder sollte man angesichts dieses Unterfangens nicht vielmehr erneut die Frage nach dem stellen, was weggelassen wurde?

Zur Beantwortung dieser Fragen werde ich zuerst exemplarisch zwei Passagen aus Freuds Werk, die als Beleg dafür dienen, dass Freud seine Hoffnung darin setzte, dass die Psychoanalyse einmal neurowissenschaftlich begründet werden könnte, einer genauen Lektüre unterziehen. In einem zweiten Schritt werde ich untersuchen, inwiefern die Psychoanalyse Freuds ein anderes Verhältnis zur Hoffnung auf Erfüllung von Wünschen unterhält, als die oben vorgestellte Argumentationsfigur impliziert. Dabei gehe ich auf die Funktion des Aufschubs in den Anfängen des Psychischen ein, sowie auf das Konzept der Kastration und auf die Figur der Reihenbildung. Vor diesem Hintergrund werde ich abschließend erneut nach der Bedeutung der Neurowissenschaften für Freud und für die Psychoanalyse fragen.

¹⁰ Karen Kaplan-Solms / Mark Solms: *Neuro-Psychoanalyse. Eine Einführung mit Fallstudien*, Stuttgart 2003, S. 29.

¹¹ Solms: »Integration, Teil 2« (Anm. 7), S. 62.

¹² Marianne Leuzinger-Bohleber: »Psychoanalyse und Neurowissenschaften. Zeichen einer neuen Verständigung?«, in: Wolfgang Hegener / Eike Hinze / Halina Katz-Eringa u. a. (Hg.): *Erinnern und Entdecken. Zur Aktualität Sigmund Freuds*, Gießen 2007, S. 189–211, hier S. 189.

¹³ Marianne Leuzinger-Bohleber / Rolf Pfeiffer: »Recollecting the Past in the Present: Memory in the Dialogue between Psychoanalysis and Cognitive Science«, in: Mauro Mancina (Hg.): *Psychoanalysis and Neuroscience*, Milan u. a. 2006, S. 63–97, hier S. 63.

Seinem inzwischen selbst zur Referenz gewordenen Aufsatz »Biologie und die Zukunft der Psychoanalyse. ›Ein neuer theoretischer Rahmen für die Psychiatrie‹ erneut betrachtet«¹⁴ stellt Eric Kandel eine Passage aus *Jenseits des Lustprinzips* voran, die sich liest, als würde er mit seinem Anliegen, die Psychoanalyse der Biologie einzugliedern,¹⁵ direkt an Freud anschließen. Da Kandel dies nicht ausweist, lässt sich ohne Kenntnis des zitierten Texts nicht erkennen, dass er kurzerhand den Mittelteil der Passage weggelassen hat:¹⁶

Die Mängel unserer Beschreibung würden wahrscheinlich verschwinden, wenn wir anstatt der psychologischen Termini schon die physiologischen oder chemischen einsetzen könnten. *Diese gehören zwar auch nur einer Bildersprache an, aber einer uns seit längerer Zeit vertrauten und vielleicht auch einfacheren.*

Hingegen wollen wir uns recht klar machen, daß die Unsicherheit unserer Spekulation zu einem hohen Grade durch die Nötigung gesteigert wurde, Anleihen bei der biologischen Wissenschaft zu machen. Die Biologie ist wahrlich ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, wir haben die überraschendsten Aufklärungen von ihr zu erwarten und können nicht erraten, welche Antworten sie auf die von uns an sie gestellten Fragen einige Jahrzehnte später geben würde. Vielleicht gerade solche, durch die unser ganzer künstlicher Bau von Hypothesen umgeblasen wird.¹⁷

Lässt man wie Kandel den hier kursiv gesetzten Mittelteil weg, dann scheint die Sache eindeutig: Freud hoffte nicht nur, die Mängel seiner Beschreibung beheben zu können, wenn er anstelle der psychologischen schon die physiologischen oder chemischen Begriffe einsetzen könnte, er macht darüber hinaus die Gültigkeit seiner gesamten Theorie von den Antworten aus der Biologie abhängig. Nimmt man hingegen die kursiv gesetzte Passage dazu, gestaltet sich das Ganze ein wenig komplizierter, vor allem, da sich dann die Notwendigkeit ergibt, für das Textverständnis noch die unmittelbar vorhergehenden Sätze hinzuzuziehen:

In der Beurteilung unserer Spekulation über die Lebens- und Todestriebe würde es uns wenig stören, daß soviel *befremdende* und *unanschauliche* Vorgänge darin vorkommen, ein Trieb werde von einem anderen herausgedrängt, oder er wende sich vom Ich zum Objekt und dergleichen. Dies rührt daher, daß wir *genötigt* sind, mit den wissenschaftlichen Terminis, das heißt mit der eigenen Bildersprache der Psychologie (richtig: der Tiefenpsychologie) zu arbeiten.

¹⁴ Eric. R. Kandel: »Biologie und die Zukunft der Psychoanalyse«, in: ders.: *Psychiatrie, Psychoanalyse und die neue Biologie des Geistes*, Frankfurt a. M. 2006 (1998), S. 119–183, hier S. 119.

¹⁵ Kandel begründet das Versagen der Psychoanalyse, mittels Integration von Methodologien und Begriffen anderer Disziplinen zu wachsen, damit, dass die Psychoanalyse sich »noch immer nicht als Zweig der Biologie versteht«. (Ebd., S. 125.)

¹⁶ Vgl. ebd., S. 119.

¹⁷ Sigmund Freud: »Jenseits des Lustprinzips«, in: *Gesammelte Werke XIII* (1920), S. 1–69, hier S. 65 (Hvh. Ch. K.).

Sonst könnten wir die entsprechenden Vorgänge überhaupt nicht *beschreiben*, ja würden sie gar nicht *wahrgenommen* haben.¹⁸

Freud stellt an dieser Stelle nicht nur fest, die Bildersprache der Psychologie zu benötigen, um psychische Vorgänge zu beschreiben, sondern er ist sich darüber hinaus des wahrnehmungskonstitutiven Moments dieser (Bilder-)Sprache bewusst. Die Nötigung zur Psychologie resultiert hier nur insofern aus einem Mangel der alten Wissenschaft, der Neurologie, dass diese nicht über die geeigneten Begriffe verfügt, um den Gegenstand der neuen Wissenschaft, der Psychologie, zum Sprechen zu bringen: Psychisches lässt sich, so Freud, nur in den ihm angemessenen Begriffen wahrnehmen und beschreiben.

Dennoch fährt er damit fort, dass die *Mängel der Beschreibung* – das Befremdende und Unanschauliche – verschwänden, könnte man *schon* die entsprechenden naturwissenschaftlichen Termini einsetzen. Offen bleibt allerdings, ob man mit diesen das Psychische überhaupt adäquat wahrnehmen könnte. Liest man ohne Kenntnis des ersten Teiles lediglich bis an diese Stelle, scheinen die psychologischen Termini Hilfsbegriffe zu sein, mit denen man sich solange begnügen muss, bis die naturwissenschaftlichen zur Verfügung stehen. Allerdings – und dies ist die Passage, die Kandel weggelassen hat –, fährt Freud fort, dass es sich bei den physiologischen oder chemischen Begriffen *auch um eine Bildersprache* handelt, deren Vorteil *allein* in ihrer größeren *Vertrautheit* und *Einfachheit* liege (s. o.). Davon, dass diese Begriffe wissenschaftlicher oder gar objektiver seien, ist bei Freud nicht die Rede. Er bewegt sich hier nicht auf dieser Ebene, sondern er reflektiert die subjektive Wirkung der Begriffe auf Forscher wie Leser. Beide würden sich mit den Begriffen aus Chemie und Physiologie wohler fühlen, da sie vertrauter sind. Interessant ist hier zunächst die Richtung in der Zeit. Wenn Freud davon spricht, dass die *Bildersprache* der Biologie eine *vertrautere* ist, dann weist der Zeitpfeil nicht nach vorne im Sinne der Freud unterstellten Fortschrittsgläubigkeit, sondern rückwärts: Das Ersehnte ist das, mit dem man eine gemeinsame Vergangenheit teilt, das macht es zum Vertrauten.¹⁹

¹⁸ Ebd. (Hvh. Ch. K.).

¹⁹ In dem Zeitraum, in dem Freud den *Entwurf einer Psychologie* (1895) in einer Sprache schrieb, in der spätere explizit psychologische Konzepte noch im Gewande der Physiologie daherkommen, merkte Josef Breuer im von ihm verfassten Kapitel »Theoretisches« aus den *Studien über Hysterie* (1895) Folgendes an: »In diesen Erörterungen wird wenig vom Gehirn und gar nicht von den Molekülen die Rede sein. Psychische Vorgänge sollen in der Sprache der Psychologie behandelt werden, ja, es kann eigentlich gar nicht anders geschehen. Wenn wir statt ›Vorstellung‹ ›Rindenerregung‹ sagen wollten, so würde der letztere Ausdruck nur dadurch einen Sinn für uns haben, daß wir in der Verkleidung den guten Bekannten erkennen und die ›Vorstellung‹ stillschweigend wieder restituieren.

Ich denke aber, dies ist nicht der einzige Grund für das Unbehagen an den neuen Begriffen. Die naturwissenschaftlichen Begriffe sind auch aus einem anderen Grund vertrauter und einfacher. Denn wenn es allein um Vertrautheit im Sinne von Bekanntheit ginge, könnte man ja auch darauf setzen, dass mit der Entwicklung der Disziplin Psychoanalyse deren Begriffe einfacher, weil vertrauter werden. Daher stellt sich die Frage: Warum erhält sich dennoch der Wunsch, die psychologischen Termini wieder zu ersetzen, vor allem weil Freud ja davon ausgeht, dass man das zu der Zeit als er schreibt, noch nicht könne. Das heißt, ob man nun seine Hoffnung in die wachsende Vertrautheit der psychologischen Begriffe oder in die Möglichkeit diese wieder zu ersetzen setzt, warten muss man so oder so. Die Feststellung, die Begriffe *noch* nicht einsetzen zu können, der Wunsch, es doch *schon* zu können, weist auf das eigentlich Befremdende und Unvertraute an den psychologischen Begriffen hin, auf ihren Inhalt, den sie zur Wahrnehmung bringen: das Unbewusste. Freuds Widersprüchlichkeit an dieser Stelle steht für eine Sehnsucht ein, die auch den Begründer der Psychoanalyse umgetrieben haben mag, so sehr er auch davor auf der Hut war und die Psychoanalyse gegen derlei Bestrebungen zu schützen versuchte: Die Sehnsucht danach, etwas weglassen zu können, das ganze komplizierte Psychische in all seiner Unwägbarkeit eines Tages wenn schon nicht loszuwerden, so doch unter Kontrolle zu bekommen.

Der letzte Teil der von Kandel zitierten Passage, in der Freud den Fortbestand seiner Spekulationen (denn er spekuliert mit Hilfe der Biologie) von den Fortschritten in der Biologie abhängig macht, welche seinen ganzen künstlichen Bau von Hypothesen umwerfen könnten, klingt allerdings so, als würde Freud seine Theorie von einer anderen Wissenschaft und deren Fortschritten abhängig machen. Freud bleibt an dieser Stelle widersprüchlich.

Eine weitere Belegstelle²⁰, in der er erneut die Vorläufigkeit der psychologischen Theorie betont, stammt aus *Zur Einführung des Narzissmus*.

Denn während Vorstellungen fortwährend Gegenstände unserer Erfahrung und uns in all ihren Nuancen wohlbekannt sind, ist ›Rindenerregung‹ für uns mehr ein Postulat, ein Gegenstand künftiger, erhoffter Erkenntnis. Jener Ersatz der Termini scheint eine zwecklose Maskerade.« (Sigmund Freud: »Studien über Hysterie«, in: *Gesammelte Werke I*, [1895], S. 75–312, hier S. 244.) Breuer sieht hier sowohl das Uneingelöste (das Uneinlös-bare?) des Gebrauchs physiologischer Termini, die ihm vor allem verlockend erscheinen, weil etwas Altbekanntes *wiedererkannt* würde. Die physiologischen Termini erhalten ihren Sinn, weil die psychologische Bedeutung durch sie hindurch schimmert. Auch heute erhalten die physiologischen Termini ihren Gehalt daher, dass sie – implizit oder explizit – mit psychologischen/psychoanalytischen in Deckung gebracht werden.

²⁰ Kandel: »Biologie und die Zukunft« (Anm. 14), S. 119, Kaplan-Solms/Solms: *Neuro-Psychoanalyse* (Anm. 10), S. 29, FN (auf S. 272). In dieser FN liefern Kaplan-Solms/Solms

Die zitierte Passage lautet wie folgt: »Drittens²¹ muss man sich daran erinnern, daß all unsere psychologischen Vorläufigkeiten einmal auf den Boden organischer Träger gestellt werden sollen.«²²

Freud fährt fort:

Es wird dann wahrscheinlich, daß es besondere Stoffe und chemische Prozesse sind, welche die Wirkungen der Sexualität ausüben und die Fortsetzung des individuellen Lebens in das der Art *vermitteln*. Dieser Wahrscheinlichkeit tragen wir Rechnung, indem wir die besonderen chemischen Stoffe durch besondere psychische Kräfte substituieren.

Gerade weil ich sonst bemüht bin, alles andersartige, auch das biologische Denken, von der Psychologie ferne zu halten, will ich an dieser Stelle ausdrücklich zugestehen, daß die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe, also die Libidotheorie, zum wenigsten auf psychologischem Grunde ruht, wesentlich biologisch gestützt ist. Ich werde also auch konsequent genug sein, diese Annahme fallen zu lassen, wenn sich aus der psychoanalytischen Arbeit selbst eine andere Voraussetzung über die Triebe als die besser verwertbare erheben würde.²³

Am Anfang des Zitierten begründet Freud die Vorläufigkeit der Psychologie damit, dass dieser noch der »Boden der organischen Träger« fehle. Die Gliederung der psychologischen Kräfte entspreche der der chemischen Stoffe, welche durch sie substituiert würden. Freud geht hier von zwei getrennten Bereichen aus, da er im folgenden Satz davon spricht, dass er das Biologische vom Psychologischen fernhalten wolle, aber bezüglich der Libidotheorie zugeben müsse, dass diese wesentlich biologisch gestützt sei. Es ist allerdings die »psychoanalytische Arbeit selbst«, die hier zur Grundlage der Theoriebildung wird, da Freud erklärt, er würde die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe dann fallen lassen, wenn jene das erfordere. Das in der gegenwärtigen Freudlektüre unterstellte Verhältnis verschiebt sich hier: Nicht allein die Ergebnisse der Biologie korrigieren bzw. stützen die psychoanalytische Theorie, sondern die Erfordernisse der psychoanalytischen Arbeit ent-

eine Fülle von Belegstellen. Angeführt wird auch die von Kandel aufgeführte Passage aus »Jenseits des Lustprinzips«. Wieder ist der Teil, der die Bildersprache der Biologie als Vertrautere ausweist, weggelassen, aber zumindest mit den entsprechenden Auslassungszeichen.

²¹ Freud geht es hier angesichts eines »völligen Mangel[s] einer irgendwie orientierenden Trieblehre« (Sigmund Freud: »Zur Einführung des Narzissmus«, in: *Gesammelte Werke X* [1914], S. 137–170, hier S. 143) darum, Gründe für seine Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe zu finden, »nebst ihrer Brauchbarkeit für die Analyse der Übertragungsneurosen« (ebd.). Die ersten beiden sind die »populäre Unterscheidung zwischen Hunger und Liebe« sowie »biologische Rücksichten«, da das Individuum eine »Doppelexistenz« führe, als »Selbstzweck« und als »Glied in einer Kette« (ebd.).

²² Ebd., S. 144.

²³ Ebd. (Hvh. Ch. K.).

scheiden darüber, ob eine biologische Referenz als gültig erachtet wird oder fallengelassen werden muss.

Interessant ist an dieser Passage zudem die Positionierung des Biologischen: Auch im gegenwärtigen Diskurs wird Psychisches in Physiologisches übersetzt, allerdings wird meist nicht problematisiert, was dabei weggelassen wird, und dass die Begriffe durch diese Übersetzung komplett ihre Bedeutung ändern. Ein Beispiel dafür, was mit psychoanalytischen Konzepten passiert, wenn sie »müheles in eine neurowissenschaftliche Terminologie« übersetzt werden²⁴, ist das Konzept der Verdrängung: Unter der Überschrift »Neurobiologie der ›Redekur« referieren Mark Solms und Oliver Turnbull zunächst die Eigenschaften der Präfrontallappen, deren Aufgabe als eine allen anderen Teilen des Gehirns übergeordnete Struktur es ist, gegenwärtige Informationen, die das Gehirn erreichen, mit an anderen Orten des Gehirns gespeicherten Informationen aus der Vergangenheit in Verbindung zu bringen. Auf Grundlage dieser gesammelten Informationen könne dann der optimale Handlungsablauf berechnet werden.²⁵ Verdrängung wird nun definiert als ein Vorgang, der diesen Prozess der Handlungsoptimierung kurzschließt, das Verdrängte ist der Teil der Hirnaktivität, »der von dem übergreifenden Netzwerk der Exekutivkontrolle durch die Präfrontallappen ausgenommen ist.«²⁶ Ziel der Redekur ist dann konsequenterweise, den »funktionellen Einflussbereich der Präfrontallappen« zu erweitern. Verdrängt werden in diesem Modell keine anstößigen, gar sexuellen Inhalte, sondern Verdrängung dient allein der Funktionalität: Das Ziel der Erweiterung der Einflussnahme der Präfrontallappen bleibe, so Solms/Turnbull, ein Ideal, weil es disfunktional wäre, wenn jeder Aspekt der funktionellen Aktivität des Gehirns der selektiven Kontrolle der Präfrontallappen untergeordnet wäre.²⁷

Für Freud hingegen üben die besonderen Stoffe und chemischen Prozesse die *Wirkungen* der Sexualität aus und *vermitteln* die Fortsetzung des individuellen Lebens in das der Art (s. o.). Indem Freud von *Wirkung* und *Vermittlung* spricht, entwickelt er nicht ein Verhältnis der Gleichsetzung oder Entsprechung, sondern ein Verhältnis der Nichtidentität, welches eine konstitutive Differenz zwischen dem Organischen und dem Psychischen impliziert.

²⁴ Mark Solms/Oliver Turnbull: *Das Gehirn und die innere Welt*, Düsseldorf 2004, S. 298.

²⁵ Ebd., S. 298 f.

²⁶ Ebd., S. 299.

²⁷ Vgl. ebd. FN.

Die beiden untersuchten Zitate eignen sich offensichtlich – zumindest komplett zitiert und nicht aus dem Kontext gerissen – nicht, um Freud zum Neuropsychanalytiker *avant la lettre* zu erklären. Die Frage, ob durch die Neuropsychanalyse heute ein Wunsch Freuds erfüllt werden kann, oder ob diese Wunscherfüllung mit Freuds Wünschen weniger zu tun hat als behauptet, lässt sich anhand von Freud-Zitaten nicht entscheiden. Nicht nur, weil es auch Zitate wie das Folgende gibt:

Von dem, was wir unsere Psyche (Seelenleben) nennen, ist uns zweierlei bekannt, erstens das körperliche Organ und Schauplatz desselben, das Gehirn (Nervensystem), andererseits unsere Bewusstseinsakte, die unmittelbar gegeben sind und uns durch keine Beschreibung nähergebracht werden können. Alles dazwischen ist uns unbekannt, eine direkte Beziehung zwischen beiden Endpunkten unseres Wissens ist nicht gegeben. Wenn sie bestünde, würde sie höchstens eine genaue Lokalisation der Bewusstseinsvorgänge liefern und für deren Verständnis nichts leisten.²⁸

Die Frage ist auch deshalb nicht eindeutig zu beantworten, weil Freud in der Gründungszeit der Psychoanalyse in seinen Briefen an Wilhelm Fließ in einer Offenheit, die wenig Zweifel lässt, davon schreibt, wie froh er sei, in der Psychologie angekommen zu sein, da diese ihm erlaube, endlich seinem eigentlichen Ziel, der Philosophie, nahezukommen.²⁹ Dies setzt zumindest ein deutliches Fragezeichen hinter die Behauptung, Freud habe Zeit seines Lebens auf die Neurologie gesetzt. Eine seiner unmissverständlichen Hoffnungen allerdings setzte er in den menschlichen Intellekt, auch wenn er die Möglichkeit eines Primats des Intellekts »gewiß in weiter, weiter, aber wahrscheinlich doch nicht unendlicher Ferne« liegen sah.³⁰ Denn auch wenn der menschliche Intellekt kraftlos sei im Vergleich zum menschlichen Triebleben, sei doch etwas Besonderes um diese Schwäche: »die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie

²⁸ Sigmund Freud: »Abriß der Psychoanalyse«, in: *Gesammelte Werke XVII* (1940), S. 63–138, hier S. 67.

²⁹ »Es ist die Psychologie, von jeher mein fern winkendes Ziel, jetzt seitdem ich auf die Neurosen gestoßen bin, um so viel näher gerückt.« (Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ. 1887–1904*, ungekürzte Ausgabe, hg. v. Jeffrey Moussaieff Masson, dt. Fassung von Michael Schröter, Frankfurt a. M. 1985, Brief vom 25.5.95, S. 130.) »Ich sehe, wie Du auf dem Umwege über das Arztsein Dein erstes Ideal erreichst, den Menschen als Physiologe zu verstehen, wie ich im Geheimsten die Hoffnung nähre, über dieselben Wege zu meinem Anfangsziele, der Philosophie zu kommen. Denn das wollte ich ursprünglich, als mir noch gar nicht klar war, wozu ich auf der Welt bin.« (Ebd., Brief vom 1.1.86, S. 165.) »Ich habe als junger Mensch keine andere Sehnsucht gekannt als die nach philosophischer Erkenntnis, und ich bin jetzt im Begriffe, sie zu erfüllen, indem ich von der Medizin zur Psychologie hinüberlenke« (ebd., Brief vom 2.4.96, S. 190).

³⁰ Sigmund Freud: »Die Zukunft einer Illusion«, in: *Gesammelte Werke XIV* (1927), S. 325–380, hier S. 377.

ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat. Am Ende, nach unzähligen Abweisungen, findet sie es doch.«³¹

All diese Beispiele sollen darauf hinweisen, dass es nicht ganz so einfach ist, sich bezüglich des Anliegens der Neuropsychanalyse auf Freud zu berufen, wie die Häufigkeit der Argumentationsfigur, ja lediglich Freuds Testament zu erfüllen, nahe legt. Es bleibt fraglich, ob das Erbe des Vaters, das hier angetreten werden soll, überhaupt existiert. Was am Ende dieses Abschnittes somit deutlich geworden sein sollte, ist, dass sich die Behauptung, Freud habe sich, was heute möglich sei, immer gewünscht, nicht mit Hilfe einzelner Freudpassagen belegen lässt. Ich werde daher im Folgenden einen anderen Weg nehmen und darauf eingehen, welche Rolle das Wünschen und das Aufschieben von Wünschen in der Freudschen Theorie spielt.

In der Konzeption des psychischen Apparates aus dem *Entwurf einer Psychologie* ist die Hemmung, der Aufschub der unmittelbaren Abfuhr aller Energie, Bedingung der Möglichkeit des psychischen Lebens. Wie ich an anderer Stelle ausführlich diskutiert habe, setzt Freud in seinem Entwurf der Konstitution des psychischen Apparates weder die Unterscheidung zwischen Innen und Außen, noch die zwischen Phantasie und Realität voraus.³² An den Anfang des Apparates setzt er lediglich den Wunsch, das Bestreben nach Abfuhr auf schnellstem Wege und die diesen durchkreuzende Not des Lebens. Der anfänglichen Funktionsweise des psychischen Apparats muss die Unterscheidung zwischen Phantasie und Realität abgerungen werden. Sie bleibt ein Leben lang Aufgabe, da der Apparat das Streben nach der schnellsten Abfuhrmöglichkeit beibehält. Der Freudsche Apparat findet nicht eine Umwelt vor, der er sich anzupassen hat³³, sondern er wird geboren aus dem Konflikt zwischen dem auf kürzesten Wege auf Abfuhr drängenden unbewussten Wunsch und der die Realitätsprüfung erzwingende »Not des Lebens«³⁴, welche für die Selbsterhaltung einsteht: Die Abfuhr muss aufgeschoben werden, bis das überlebensnotwendige nährenden Objekt in der Realität wiederkehrt. An der Erfahrung, dass Phantasien nicht satt machen, lernt der Freudsche Apparat das Aufschieben.

³¹ Ebd.

³² Christine Kirchoff: *Das psychoanalytische Konzept der Nachträglichkeit. Zeit, Bedeutung und die Anfänge des Psychischen*, Gießen 2009.

³³ Siehe dazu den Beitrag von Felicity Callard und Constantina Papoulias in diesem Band.

³⁴ Vgl. Sigmund Freud: »Entwurf einer Psychologie«, in: *Gesammelte Werke*, Nachtragsband, hg. v. Anna Freud/Edward Bibring u. a., Frankfurt a. M. 1999 (1950). S. 387–477, hier S. 412 ff. und Sigmund Freud: »Die Traumdeutung«, in: *Gesammelte Werke II/III*, (1900), S. 1–642, hier S. 572 ff.

Würde die sofortige Abfuhr nicht gehemmt werden, wäre der Apparat am Ende, bevor er überhaupt zu einem psychischen Apparat hätte werden können. Er könnte dann im Übrigen weder denken noch träumen, keine Symptome entwickeln, keine Fehlleistungen vollbringen und nicht über Witze lachen – all diese Äußerungsformen des Unbewussten setzen eine Hemmung der Abfuhr, einen Aufschub voraus. Ein Reflexapparat würde alle Erregungen sofort abführen. Die Pointe der Freudschen Konzeption ist, dass er die gerade erwähnten, von der Psychoanalyse beschriebenen, spezifisch menschlichen Leistungen, die so sublim und kultiviert daherkommen und schon komplexe Umarbeitungen des anfänglich vorausgesetzten Konfliktes von Wunsch und an die Realität bindende Lebensnot sind, Kompromissbildungen wie Kulturleistungen, mit der Notwendigkeit der Selbsterhaltung beginnen lässt und somit im Körper verankert. Allerdings, und das unterscheidet seinen Entwurf grundsätzlich von allen positiven Entwicklungspsychologien, in negativer Form: Erst nachträglich lässt sich angeben, welche Verlaufsform der Konflikt aus Wunsch und Lebensnot genommen haben wird.

Im *Entwurf* bestimmt Freud die Hemmung als konstant besetzte Neuronengruppe und nennt diese Ich.³⁵ Aus der Perspektive des Ichs erscheint die Verwirklichung des Wunsches in Reinform, sein Bestreben nach sofortiger Abfuhr als existentielle Bedrohung, als eine Tendenz, die es abzuwehren, zu hemmen, zu vermitteln gilt.

Die Herausbildung des Psychischen ist zugleich Hemmung, Übersetzung und Abwehr. Aufschub ist so Bedingung von Wunscherfüllungen und Befriedigungen, die der Apparat überleben kann. Er bleibt lebensnotwendig, ist auch Bedingung für Kultur, es gibt keine totale Wunscherfüllung, aber sehr wohl momentane, temporäre Lust und Befriedigung. Freud zufolge ist der unbewusste Wunsch immer rege und unzerstörbar³⁶, es bleibt immer etwas zu wünschen übrig. Aus dem Wunsch und seiner Befriedigung resultiert bemerkenswerterweise ein Mangel: Da die Erfüllung des unbewussten Wunsches jenseits des Psychischen liegt, kann er sich um den Preis des Überlebens nie in Reinform erfüllen.³⁷

An prominenter Stelle in Freuds Werk geht es mit dem Kastrationskomplex erneut um einen grundlegenden Mangel. Hier setzt sich Freud mit der Hoffnung auf Vollkommenheit auseinander, einer der wohl größten und zugleich vergeblichsten Hoffnungen eines jeden heran-

³⁵ Vgl. Freud: »Entwurf« (Anm. 34), S. 416.

³⁶ Vgl. Freud: »Traumdeutung« (Anm. 34), S. 583.

³⁷ Christine Kirchhoff: »Von der Wiederkehr des Wunsches als Todestrieb und der Nachträglichkeit in der Theorie«, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse*, (2011) 61, S. 97–119.

wachsenden Menschen. Und auch an dieser Stelle ist für das Verständnis der Konzeption wichtig, dass Freud weder die Geschlechterdifferenz noch die Repräsentanz von Differenz überhaupt voraussetzt: An der Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes, so seine Theorie, vollzieht sich die Etablierung von Differenz. Freud beschreibt mit der Entdeckung der Geschlechterdifferenz am eigenen Körper die Urszene³⁸ der Differenz. Was im Fall des Gelingens, im Fall der Etablierung einer psychischen Repräsentanz für Differenz, auf der Strecke bleibt, ist die eigene narzisstische Vollkommenheit: Ganz zu sein, alles zu haben, alles zu können. An der Unterschiedlichkeit des Anderen erscheint die eigene Unvollkommenheit. Die Anerkennung der Kastration markiert den Untergang des primären Narzissmus und damit auch das Scheitern einer Hoffnung. Allerdings wird Freud zufolge die Hoffnung auf Rettung der eigenen Grandiosität so schnell nicht aufgegeben. Die von den Kindern irgendwann einmal entdeckte Geschlechterdifferenz wird nämlich zunächst geleugnet: Die erste Antwort auf die Möglichkeit der Geschlechterdifferenz ist nicht die Anerkennung derselben – sei es auch in der von Freud geschilderten unseligen Variante von vollkommen (männlich) und mangelhaft (weiblich) – sondern die Hoffnung, dass sich das Ganze schon wieder geben werde: Angesichts der Genitalien eines kleinen Mädchens konstatierte der Knabe »nicht etwa das Fehlen des Gliedes, sondern sagt regelmäßig, wie tröstend und vermittelnd: der ... ist aber noch klein, nun wenn sie größer wird, wird er schon wachsen«³⁹. Der »Widerspruch zwischen Beobachtung und Vorurteil«, so Freud an anderer Stelle, werde durch die Auskunft »es sei noch klein und werde erst wachsen« beschönigt.⁴⁰ Erst langsam, so Freud weiter, komme das Kind zu dem »affektiv bedeutsamen Schluss, es sei doch wenigstens vorhanden gewesen und dann weggenommen worden«; der Penismangel werde nun als »Ergebnis der Kastration« aufgefasst, der Gegensatz laute »männliches Genitale oder kastriert«⁴¹. Über die Erfahrung des Unterschiedes tröstet sich der kleine Junge also zunächst mit der Aussicht, das, was noch nicht sei, ja noch werden könne und dann damit, dass es zwar einst dagewesen sei, aber weggenommen

³⁸ Eine Urszene im Sinne der Nachträglichkeit: Nachträglich schießen all die Erfahrungen des Anders, Unvollkommen, Ungenügend seins, alles, was die narzisstische Grandiosität stört, in dieser einen Szene der Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes zusammen. Ausführlich in: Kirchhoff: *Nachträglichkeit* (Anm. 32), S. 207–232.

³⁹ Sigmund Freud: »Über infantile Sexualtheorien«, in: *Gesammelte Werke VII* (1908), S. 171–188, hier S. 178.

⁴⁰ Sigmund Freud: »Die infantile Genitalorganisation«, in: *Gesammelte Werke XIII* (1923), S. 293–298, hier S. 296.

⁴¹ Ebd., S. 296 f.

wurde. Beide Antworten gleichen sich darin, dass der Zustand der Gleichheit und damit auch die Hoffnung auf Vollkommenheit zumindest als männliche Perspektive erhalten bleibt: Die erste Antwort verleugnet den Mangel an sich, die zweite schreibt ihn dem anderen Geschlecht zu. Ein weiterer Ausgang des Kastrationskomplexes könnte sein, die Unterschiedlichkeit und damit auch die eigene Endlichkeit und Unvollkommenheit zuzulassen und auszuhalten, was die Möglichkeit eröffnet, Neues zu erfahren, allerdings auch bedeutet, die Hoffnung auf Vollkommenheit aufzugeben.

Bevor ich meine Überlegungen abschließend zusammenfasse, möchte ich mich zuletzt mit dem Phänomen der Reihenbildung beschäftigen, welches Freud in *Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens* (1912) vorstellt. Hier zeigt sich, dass auch das Liebesleben mit Schwierigkeiten, die Wunscherfüllung betreffend, behaftet ist. Die Psychoanalyse nämlich lehre, so Freud, »daß das im Unbewussten wirksame Unersetzliche sich häufig durch die Auflösung in eine unendliche Reihe kundgibt, unendlich darum, weil jedes Surrogat noch die erstrebte Befriedigung vermissen lässt«. ⁴² Schuld daran, dass es ein so unersetzliches wie unerreichbares Objekt gibt, ist Freud zufolge eine kulturelle Errungenschaft, nämlich die Inzestschranke. Die mit der Pubertät erwachende »sinnliche Strömung« versäume es, so Freud, niemals, »die früheren Wege zu gehen und nun mit weit stärkeren Libidobeträgen die Objekte der primären infantilen Wahl zu besetzen«. ⁴³ Das sind die Eltern. In diesem Bestreben stößt die sinnliche Strömung nun auf die unterdessen errichtete Inzestschranke, die in Freuds Beschreibung eine ähnliche Position wie die Notwendigkeit zur Realitätsprüfung bezüglich des Wunsches einnimmt, sie nötigt zum Kompromiss, zum Wiederfinden des Objektes in der Realität, dazu »bald den Übergang zu anderen, fremden Objekten zu finden, mit denen sich ein reales Sexualleben durchführen lässt«. ⁴⁴ Da das in der Realität geliebte Objekt niemals das eine, das ursprüngliche sein kann, lässt es notwendigerweise, wie Freud schreibt, die erstrebte Befriedigung vermissen. Es kommt zur Bildung von Reihen von Sexualobjekten, die doch immer etwas zu wünschen übrig lassen.

Ich glaube man müsste sich, so befremdend es auch klingt mit der Möglichkeit beschäftigen, daß etwas in der Natur des Sexualtriebes selbst dem Zustandekommen der vollen Befriedigung nicht günstig ist. Aus der langen und schwierigen Entwicklungsgeschichte des Triebes heben sich sofort zwei

⁴² Sigmund Freud: »Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens«, in: *Gesammelte Werke VII* (1912), S. 78–91, hier S. 71 f.

⁴³ Ebd., S. 80.

⁴⁴ Ebd.

Momente hervor, die man für solche Schwierigkeit verantwortlich machen könnte. Erstens ist infolge des zweizeitigen Ansatzes zur Objektwahl mit Dazwischenkunft der Inzestschranke das endgültige Objekt des Sexualtriebes nie mehr das ursprüngliche, sondern nur ein Surrogat dafür. Die Psychoanalyse hat uns aber gelehrt: wenn das ursprüngliche Objekt einer Wunscherregung infolge von Verdrängung verlorengegangen ist, so wird es häufig durch eine unendliche Reihe von Ersatzobjekten vertreten, von denen doch keines voll genügt. Dies mag uns die Unbeständigkeit in der Objektwahl, den »Reizhunger« erklären, der dem Liebesleben der Erwachsenen so häufig eignet.⁴⁵

Das zuletzt erwähnte Motiv der Reihenbildung findet sich auch auf der Ebene der Freudschen Theoriebildung: Die Unerfüllbarkeit des unbewussten Wunsches, die Nötigung zum Aufschub führt zu einer unabschließbaren Reihe weiterer Wünsche; die Unerfüllbarkeit der Hoffnung, vollkommen zu sein oder wenigstens werden zu können, führt zur unendlichen Aufgabe des Umgangs mit der Differenz, zu einer Reihe möglicher Lösungen; die Unerreichbarkeit des primären Liebesobjektes führt zu einer Reihe notwendig mangelhafter Ersatzobjekte. So ergibt sich eine dritte Reihenbildung auf der Ebene der Freudschen Theorie. Freuds Subjekttheorie entspringt einer Logik des Mangels: Weil immer etwas fehlt, findet eine Entwicklung statt, die ein Ziel verfolgt, das nie eingeholt werden kann. Aus dieser produktiven Verfehlung resultiert für ihn die Reichhaltigkeit wie Neurosenanfälligkeit des menschlichen Lebens.

Ist Freud an der Unreife der zeitgenössischen Biologie gescheitert und hat deswegen seine Wissenschaft als psychologische begründen müssen? Ich habe schon angeführt, dass sich diese Frage m. E. nicht allein anhand eines – vermutlich zumindest in der Wahrnehmung unendlichen – Belegstellenwettbewerbs beantworten lässt, auch wenn ich optimistisch wäre, dass sich mehr Belege für die hier von mir vertretene Position finden ließen. Freud begründet die Psychoanalyse psychologisch – wenn man denn so will – aus ihrer Eigenlogik bzw. der Eigenlogik ihres Gegenstandes heraus; er und sie haben sich gegenüber ihrer Herkunft verselbständigt, dies wollte er aus guten Gründen nicht wieder zurücknehmen. Der Freudschen Metapsychologie mangelt es an Wissenschaftlichkeit im Sinne empirisch falsifizierbarer Annahmen. Sie lässt sich aber nur um den Preis dessen, was die Psychoanalyse als »Wissenschaft von dem, von dem wir nichts wissen wollen«, ausmacht, in operationalisierbare und dem Methodenideal der Naturwissenschaften entsprechend objektivierbare Begriffe überführen. Dies ist keine Absage an Interdisziplinarität mit sog. »harten Disziplinen«, wohl aber eine Mah-

⁴⁵ Ebd., S. 91.

nung, sich zwar vom Wunsch nach Erkenntnis treiben zu lassen, aber nicht sich ihm blind zu überlassen. Die Unendlichkeit des Wünschens trifft auf die Endlichkeit dessen, was wir wissen können. Aufgabe einer Wissenschaft vom Unbewussten ist es, diese Spannung zu thematisieren, sie in der eigenen Arbeit auszuhalten und zu bearbeiten, anstatt den infantilen Wünschen nachgebend darauf zu hoffen, dass irgendwo in irgendeiner Disziplin schon noch etwas wachsen möge oder gar schon gewachsen sei, was diesem Mangel abhilft, den Aufschub unnötig macht, die Vollkommenheit restituiert. »Nein, unsere Wissenschaft ist keine Illusion. Eine Illusion aber wäre es zu glauben, daß wir anderswoher bekommen könnten, was sie uns nicht geben kann.«⁴⁶ Versucht man dies dennoch, gerät man gerade durch den Versuch einen augenscheinlichen Mangel zu beheben, in Gefahr, das wegzulassen, was die Psychoanalyse auch als kritische Wissenschaft, als Wissenschaftskritik ausmacht:

Es ist vielleicht nicht übertrieben, in der Scientifizierung der Psychoanalyse eine neue Bastion der Abwehr gegen das Unbewusste, ja, gegen die Psychoanalyse selbst, zu vermuten, eine destruktive Tendenz aus dem Inneren der Psychoanalyse, die – wie schon Freud in den Auseinandersetzungen mit Adler und Jung schrieb –, für das Überleben der Psychoanalyse eine größere Bedrohung darstellt, als alle Angriffe von außen. Die Suche nach einem externen Bürgen für die Wahrheit psychoanalytischer Erkenntnis überantwortet die Psychoanalyse an einen scheinbar neutralen Garanten der Wissenschaftlichkeit, was der Aufgabe eines genuin psychoanalytischen Wahrheitsbegriffs gleichkommt.⁴⁷

Vermutlich hätte Freud ohne den Wunsch, die Biologie möge eines Tages Erleichterung verschaffen, nicht denken können. Denken wie Forschen läuft notwendigerweise entlang dieses Wunsches nach Aufhebung der Spannung.⁴⁸ Die Biologie als »Reich der unbegrenzten Möglichkeiten« markiert für Freuds Denken einen Fluchtpunkt im Sinne des Wortes: Freud braucht diesen Punkt am Horizont, der Perspektive schafft und einen Raum zum Denken eröffnet. Als Fluchtpunkt ist dieser Punkt jedoch uneinholbar: Er ermöglicht das Denken, eröffnet den Raum, entzieht sich jedoch.

⁴⁶ Freud: »Zukunft einer Illusion« (Anm. 30), S. 380.

⁴⁷ Erhard Tietel: »TOP – Die Wette gilt! Cognitive Science und Psychoanalyse«, in: Bernd Beuscher (Hg.): *Schnittstelle Mensch. Menschen und Computer – Erfahrungen zwischen Technologie und Anthropologie*, Heidelberg 1994, S. 83–141, hier S. 138.

⁴⁸ Freud konzipiert das Denken als einen Umweg zur Wunscherfüllung: »All die komplizierte Denktätigkeit aber, welche sich vom Erinnerungsbild bis zur Herstellung der Wahrnehmungsidentität durch die Außenwelt fortspinn, stellt doch nur einen durch die Erfahrung notwendig gewordenen *Umweg zur Wunscherfüllung* dar.« (Freud: »Traumdeutung« [Anm. 34], S. 572.)